

diese beiden Siedlungsnamen ein historischer Bogen schlagen, der heuer etwa 1700 Jahre überbrücken dürfte. Eine gute Hälfte dieser Zeit liegt, was die Geschichte der Masse unserer Ortsnamen anlangt, im Dunkel. Wege zu suchen und Hilfsmittel zu finden, um dieses Dunkel da und dort aufzuhellen, war

der Sinn und Zweck auch dieser Überlegungen. Es ist klar, daß das Ziel erst eigentlich in größerem Rahmen und unter Hinzuziehung archäologischer Erkenntnisse erreicht werden kann. Die subtile Betrachtung des Kleinraumes wird trotzdem immer eine Voraussetzung dazu sein.

In Ludwigsburg vor 100 Jahren

Aus den Jugenderinnerungen der Tony Schumacher

Die Jugendschriftstellerin Tony Schumacher hat in ihren 1914 unter dem Titel „Mein Kindheitsparadies“ erschienenen Erinnerungen an ihre Vaterstadt Ludwigsburg* ein reizvolles, vielfach dichterisches Bild Ludwigsburgs vor hundert Jahren gezeichnet. Tony Schumacher wurde dort am 17. Mai 1848 als jüngstes Kind des damaligen Generals und Militärgouverneurs von Baur-Breitenfeld geboren; die Mutter war eine geborene von Kerner, Justinus Kerner war deren Onkel, und dessen „Bilderbuch aus der Knabenzeit“ wollte die Großnichte „in bescheidener Weise eine Fortsetzung geben, fußend auf der gemeinsamen Abstammung, gemeinsamen Vaterstadt und gemeinsamer Liebe für unseren Geburtsort ...“ Reichten aber die Erinnerungen Kernes noch ins Rokoko, bis zu den Hoffesten Karl Eugens zurück, so beginnen die persönlichen, in lockerem Plauderton gehaltenen anekdotischen und unchronologischen Kindheitsreminiszenzen der Tony Schumacher etwa im Jahr 1853 und enden um das Jahr 1865. Das Erinnerungsbuch der Tony Schumacher schildert also nicht, wie schon gesagt wurde, das biedermeierliche Ludwigsburg, sondern die Zeit des Nachmärz, wenn freilich auch die Art der Verfasserin und manche Einzelheiten wie die straminstickenden Soldaten uns die Verhältnisse spitzwegisch-biedermeierlich erscheinen lassen. Im übrigen ist in dem sehr weiblichen Kindheitsbuch von den Erschütterungen der 48er Jahre, die ja auch in Ludwigsburg hohe Wellen schlugen, begreiflicherweise nichts zu spüren; zudem werden in der späten Rückschau der Verfasserin alle Menschen und Dinge in einem verklärten Lichte gesehen.

Im Herbst 1853 bezogen die Eltern das Dienstgebäude des Gouverneurs; es war der frühere „Gesandtenbau“ in der Vorderen Schloßstraße, zwischen dem alten Gasthaus zum „Waldhorn“ und der Artilleriekaserne. Gegenüber und über die Straße leicht erreichbar lag der große

Bezirk des verlassenen Schlosses mit seinen Höfen und Terrassen, seinen toten Räumen hinter verschlossenen Fensterläden und seinen verwachsenen Gartenanlagen. Der Raum um das Schloß war der Hauptspielplatz der Kinder und regte ihre Phantasie aufs eindringlichste an. Mit Herzklopfen erwarteten sie die „Weiße Frau“, die in dem toten Schloß umgehen sollte, oder einen „Prinzen“, der plötzlich zur Türe heraustreten könnte; verbotenerweise bissen sie auch in eine der Feigen, die an den Kübelbüscheln auf der Schloßterrasse reiften, und genossen dabei das schauernde Gefühl einer Majestätsbeleidigung, da ihnen gesagt war, daß alle diese Früchte „dem König gehörten“. Oder sie spielten mit dem steinernen Hund, mit dem König Friedrich einem seiner Lieblingstiere ein Denkmal gesetzt hatte; es ging die Sage, in der Nacht höre man den Stein Hund bellen, bei Tag aber rührte er sich trotz aller Bemühungen der Kinder nicht.

Dem Gouverneur stand die freie Benutzung des sog. kleinen Schloßgärtchens zu; es lag auf der zur Schloßwache senkrecht abfallenden Terrasse und war, durch ein großes eisernes Tor zugänglich, mit seinen verwilderten Anlagen und Rokokospieleereien ein märchenhafter Aufenthaltsort. Die Schilderung dieses romantischen Winkels gehört zu den poetischsten Kapiteln des Buches:

Die steinerne dreiseitige Terrasse lag etwa zwanzig Fuß hoch über einem anderen Teil des Gartens, und flache, breite Treppen führten hinauf, die an den Seiten, als Geländer, wieder kleine Stäffelchen hatten, welche wir Kinder natürlich mit Vorliebe benützten. Hier, fest in den Stein eingelassen, befanden sich noch die eisernen Stäbe, an welchen einstens die Papageien, Affen und Kakadus befestigt waren. An den Ecken der Terrasse standen kleine Pavillons, zu welchen wir gleichfalls die Schlüssel besaßen. Der eine ist von gelben Tuffsteinen erbaut, innen gemalt, voll eigentümlichen Modergeruchs wenn man ihn öffnet, mit Fensterlein in die Wipfel der Bäume gehend. Der andere, das sogenannte Spiegelhäuschen, ist der echte

* Quell-Verlag, Stuttgart. Der Inhalt ist nahezu wörtlich dem 1901 in der Deutschen Verlagsanstalt erschienenen größeren Erinnerungsbuch der Verfasserin „Was ich als Kind erlebt“ entnommen. Es enthält neben den Ludwigsburger Erinnerungen vor allem die interessanten Lebensschicksale des Vaters und Großvaters.

Vertreter seiner Zeit. Viel hundert zusammengesetzte, mit Goldranken übermalte Glasstücke bedecken die Wände, strahlen dem Eintretenden sein Bildnis in tausendfacher Spiegelung zurück, und wenn man in der Mitte steht und dann in die Hände klatscht oder mit dem Taschentuch winkt, so ist es, als ob in unabsehbaren Sälen unzählige Massen von Menschen sich bewegten. Dieser Pavillon soll ein Lieblingsaufenthalt König Friedrichs gewesen sein, von wo aus er, ungesehen, unten die Schloßwache mit den Offizieren, die Wachtparade und manchen ahnungslosen Vorübergehenden beobachten konnte. Für uns Mädchen waren es zwei Puppenhäuser, wie wir sie uns nicht schöner denken konnten. Kleine Ampeln mit baumelnden Kristallstücken sahen auf unsere Lieblinge hinab. Alte, mürbe Rouleaus konnten heruntergelassen werden, wenn diese schliefen, und von den Fenstern aus ließ sich so herrlich auf die breite Balustrade hinaussteigen, die rings um die Terrasse lief, und auf der wir mit Vorliebe mit unseren Puppen herumwandelten, schon deshalb, weil es eigentlich verboten war. Eine senkrechte, etwa zwei Stockwerke hohe Mauer fiel gegen den Schloßhof ab, und jetzt gruselt mir, wenn ich an diese Unfolgsamkeit und an diesen Leichtsinn denke. Nicht ganz ungefährlich waren auch unsere Spiele unten im Garten an dem uferumwachsenen, grünschimmernden kleinen See. Wie oft kletterten wir auf das schlüpfrige künstliche Steinbergelchen hinauf, von wo aus der von dem berühmten Bildhauer Dannecker fertigte Triton seinen Strahl in einem Bogen schleuderte. Wir hielten ihm Mund und Nase zu und ließen die Wassermassen in ungeahnten Momenten und nach mutwillig berechneten Richtungen los, was stets einem vollständig durchnässenden Sturzbad der Betroffenen gleichkam, und welches Spiel deshalb bei meiner Mutter weniger beliebt war. In den See selber, der voll gieriger kleiner Goldfische war und auch manchmal Schwanengäste vom nahen großen See beherbergte, fielen wir merkwürdigerweise fast nie, nur einen kleinen befreundeten Knaben, der dies einmal im Gasteifer tat, vermochten wir an seinem schönen braunen Samtröckchen wieder glücklich herauszubekommen.

Im tiefsten Schatten, entlang einer Mauer, war eine vielleicht fünfzig Schritt lange Volière. In ihr sollen einstens Rehe und Hasen, Vögel und Schlangen gehaust haben. Manchmal versuchten wir vergeblich, den versandeten kleinen Springbrunnen freizubekommen oder setzten, in Ermangelung von Tieren, ein aus dem Neste gefallenes Vögelein hinein oder eine dicke Kröte oder eine kranke Katze, die aber

im ganzen ein einsames, unliebsames Leben führten. Drum stellten wir lieber selber die Tiere vor, indem wir Menagerie spielten, und unsere wilden Sprünge, Geheul und Geschrei waren wirklich oft sehr natürlich und fast zum Fürchten. Das Gruseln in allen Arten war vielleicht auch ein Hauptreiz dieses Gartens. In dichtem Gesträuch standen lebensgroße Statuen von allerlei griechischen Göttern. Manchmal, in schwülen Nachmittagsstunden, wenn die Sonne durch die Blätter schlüpfte und huschende Strahlen auf die verwitterten Steinmenschen fielen, da wurde es mir unbehaglich in ihrer Nähe und ich lief auf die freier gelegene Terrasse herauf.

*

In dem Terrassengarten versammelte sich die Familie Baur-Breitenfeld an schönen Sommerabenden beim Schein eines Windlichts zum Abendessen; im Schloßhof unten brannte dabei ein rötliches Öllicht, ebenso über der Schloßstraße. Eltern und Kinder machten auch viel Spaziergänge und Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung, in den „Salon“, in dem es „massenhaft Champignons“ gab, in die Anlagen, in denen merkwürdigerweise die Emichsburg gar keinen Eindruck auf die kleine Tony gemacht zu haben scheint, durch den Favoritenpark nach Monrepos; am Sonntag wurde etwa in Oßweil, Neckarweihingen oder Hoheneck „eingekehrt“, und im Frühjahr wanderte die Familie regelmäßig zum Fürstenstand bei Bietigheim, wo es soviel Maiblumen gab, daß die Kinder von ihrem Duft „seekrank“ wurden. Besonders berühmt war das altwürttembergische Gasthaus zum „Löwen“ in Kornwestheim; dort trafen sich an Königs Geburtstag (27. September) die Frauen der Offiziere mit ihren Kindern zu einer Kaffetafel, bis die Männer nach der Parade und dem anschließenden Festessen zu Pferde nachkamen. Das Gouvernement war ein weitläufiges stattliches Gebäude, in dem neben den Diensträumen Raum für ein großes Hauswesen war. Im Haus gab es ständig einen Adjutanten und Ordonaanzanen, dazu für den General einen verheirateten Diener, für die Mutter eine Hausjungfer, weiter eine Köchin und mehrere Mägde. Besonders reizvoll ist in den Erinnerungen der Tony Schumacher das patriarchalische Verhältnis zu diesen vielen Untergebenen einschließlich deren Angehörigen auf dem Lande beschrieben, aber trotz des großen äußeren Aufwands lebte die Familie für unsere heutigen Begriffe sehr bescheiden. Besonders gilt das für die Kinder, die zwar mit Liebe, aber streng und ohne Widerrede und fast karg erzogen wurden. Jahrelang erhielt die kleine Tony, weil ihr Milch widerstand, zum Frühstück nur einen trockenen Wasserwecken, und abends gab es für die Kinder wieder nur eine Milch oder eine aufgewärmte Suppe; nur „in ganz großen Ausnahmefällen wurde uns noch eine geschälte Kartoffel ins Bett gebracht, was eine unsagbare Wonne war“, schreibt Tony Schumacher. Diese Ernährung mag

auch die Schwindsucht gefördert haben, an der die drei Jahre ältere Schwester Elise starb; erschütternd ist die Schilderung, wie die Kranke zwei Tage vor ihrem Tode noch den funebren Prunk des nächtlichen Leichenzugs der Gemahlin des Grafen Wilhelm von Württemberg, Theodolinde, die in der Fürstengruft des Schlosses beigesetzt wurde, mitansehen wollte.

Mit fünf Jahren hatte die kleine Tony nach dem Brauch der Zeit schon Tanzunterricht, bei einer etwas abenteuerlichen Französin; mit dem sechsten Lebensjahr begannen die Privatschulen und Privatstunden bei zum Teil recht originellen Lehrkräften. Gleich zu Beginn mußten Lebensweisheiten folgender Art abgeschrieben und auswendig gelernt werden: „Wer da wähnt, die Erde sei ein Rosenkanapee, der wird auf den Dornen der Weltlust erwachen!“

Die Erinnerungen der Tony Schumacher enthalten eine Fülle knapp profilerter, bedeutender Männer und Frauen, die zum elterlichen Hause in verwandtschaftlicher, freundschaftlicher oder gesellschaftlicher Beziehung standen. Meist handelt es sich um Offiziere, auch höhere Beamte; man staunt, wieviel Generale, Minister usw. damals, noch im Dienst oder im Ruhestand, vorübergehend oder dauernd in der kleinen Stadt gelebt haben. Viel bekannte württembergische Namen, vor allem aus dem württembergischen Adel, tauchen auf; auch Ausländer wie der Erstürmer von Sebastopol, der russische General von Todtlenben. Bedeutende Schicksale, insbesondere Erinnerungen an die napoleonischen Kriege klingen an; mancher Sonderling ist unter den Genannten. Am besten gelingen der Tony Schumacher aber wohl die Frauengestalten, in ihnen wird viel Güte, Tatkraft und Kultur sichtbar. Auch hier erfreuen hübsche Anekdoten wie die von der „Frau Kameralverwalter Bilfinger“, die im 90. Lebensjahr ihren ersten Magdwechsel hatte und dabei von einem auf einen Tisch gestellten Stuhl stürzte, ohne weiteren Schaden zu nehmen.

Originale gab es natürlich auch sonst in der kleinen Stadt, und die Kinder kannten sie alle. Die Brezeln trug eine verwachsene „Brezelrike“ aus, die auf Verlangen mit schriller Stimme ein einziges Lied zum besten gab; sie stand in scharfem Wettbewerb mit einem „Brezeljakob“. Das „Ofengäbele“ war eine bemitleidenswerte hexenartige Person, die von der Jugend mit dem Ruf „Ofengäbele putz dein Schnäbèle“ gereizt wurde bis sie wie eine Furie auf die Kinder losging. Der „Florle“ war ein Invalid aus den napoleonischen Kriegszeiten. Er hatte sämtliche Haare und Zähne verloren. Tony Schumacher erzählt:

Sein Verstand hatte sich verwirrt, als er seine drei Brüder nach und nach im Schnee hatte erstarren sehen, und er redete merkwürdigerweise nur mit Kindern, nie mit Erwachsenen, hingegen bewegten sich seine Lippen stets im Selbstgespräch. Wenn er auf

dem Marktplatz unter dem „Schopf“ auf einer Steinbank zur Zeit des Schulschlusses saß, so war er meist umringt von einer Anzahl Kinder, die sehnlichst auf den Moment warteten, wo der Florle seine einzige große Frage tat:

„Kinder, wollt ihr wissen, wie Moskau nach dem Brand ausgesehen hat? . . . So sah es aus,“ fügte er dann immer sofort gleich hinzu. Und mit einer unbeschreibbaren Gebärde warf er den Kopf mit dem pockennarbigen Gesicht zurück, öffnete den zahnlosen Mund so weit als möglich, und indem er mit dem Zeigefinger tief auf etliche schwarze Stummeln deutete, sagte er noch einmal: „So!“ – dann war die Vorstellung zu Ende, und stolz und triumphierend sah er sich im Kreise um, ob auch gewiß keinem der interessante Anblick entgangen wäre.

*

Ein weibliches Gegenstück zum Florle war die „Nähkätter“ mit ihrem Courths-Mahler-haften Schicksal:

Neben ihr stand ihr Nähschäckelchen, in welchem die Fäden auf gelbe Gansgurgeln gewickelt waren. Von Zeit zu Zeit griff sie mit der langen knöchernen Hand, noch tiefer sich bückend, nach dem Boden. Ihre Lippen bewegten sich, gleichfalls murmelnd, und sie machte Bewegungen, als wolle sie zärtlich einen nur in ihrer Idee da befindlichen Hund streicheln. Dies war der große Augenblick, wo die Nähkätter zu genießen war, und er konnte in einer halben Stunde sechsmal wiederkehren.

„Kätter, wie heißt dein Hund?“ fragte man das rasch, und ebenso rasch richtete sich die gebeugte Gestalt kerzengerade auf. In den fast versunkenen Augen flimmerte und blitzte es und mit einer hohlen, erloschenen Stimme wurde nur das eine Wort gesprochen: „Wahnsinn!“

Wer das der Kätter beigebracht oder ob sie selber auf diesen grausigen Namen verfallen, das wußte niemand. Das aber wurde erzählt, daß sie einstens, so wie jetzt häßlich, bildschön gewesen sei, daß sie einen Prinzen oder Grafen zum Freund gehabt, der sie betrogen habe, und daß man sie noch lange Jahre, nachdem ihr Sinn schon umnachtet war, mit einem Hund von seltener Rasse, einem Geschenk ihres einstigen hohen Freundes, habe gehen sehen.

*

Das ganze liebevolle heraufbeschworene „Kinderparadies“ der Tony Schumacher steht vor dem Hintergrund der damaligen stillen Soldaten- und Beamtenstadt mit ihrem schlafenden Schloß, ihren „stundenlangen“ Alleen, „mit ihren schnurgeraden, nach den Windrichtungen gebauten Straßen, den breiten, oft menschenleeren Plätzen,

den meist einstöckigen, stilllosen (!) Häusern"; seit der versunkenen Glanzzeit hatte sich das äußere Bild Ludwigsburgs wohl kaum verändert. „Auf dem Marktplatz unter dem ‚Schopf‘ – der um den halben Marktplatz herumlauende offene Gang – oder auch sonst in den Straßen Ludwigsburgs saßen die Bürger mit ihren Familien an Sommerabenden auf den steinernen Bänken vor den Häusern, und rechts und links von den damaligen hohen Staffeln standen Oleander- und Lorbeeräume!“ Durch alle Straßen floß noch „freundlich uneingedeckt“ das Wasser in den Kandeln; wo und wie läßt die jetzige Kinderwelt wohl ihre Schifflein schwimmen und ihre selbstgemachten Mühlen treiben, fragt Tony Schumacher wehmütvoll. Es gab noch keine Wasserleitung; die Mägde holten das Wasser an den Brunnen und trugen es in kupfernen Gelten auf dem Kopf nach Hause. Nachts kündigte der Nachtwächter die Stunden mit dem Spruch „Hört ihr Leute, laßt euch sagen“ ab. In ganz Ludwigsburg standen nur drei Wagen zur Verfügung; nach den Gesellschaften leuchtete ein Diener mit einem sog. Glashaus oder „eine ehrbare Magd“ der Herrschaft nach Hause. Auch das Geschäftsleben stand noch ganz in den Anfängen. Nur der Großhändler Ruof zeigte seine

„Manufakturwaren“ in einem richtigen Schaufenster, alle andern Geschäftsleute stellten ihre Waren einfach hinter den Parterrefenstern aus, auch die Konditoren Eberle und Eichhorn „ihre Gläser voll Gerstenkugeln, Traubenzucker und Rahmbonbons“, die der kleinen Tony „das Höchste an Wohlgeschmack zu sein schienen, was es auf der Welt gab“.

Als Tony Schumacher ihre Erinnerungen niederschrieb, hatte die neuzeitliche Entwicklung Ludwigsburgs schon begonnen; „weiter draußen“ gehörte zu der Stadt, wie sich die Verfasserin in der Einleitung ihres Buches ausdrückt, schon „ein vom lebhaftesten Verkehr durchflutetes, segen- und verdienstpendendes Fabrikviertel“. Seitdem hat sich die damals angebahnte Entwicklung überstürzt. Aber gerade für das veränderte Ludwigsburg der Gegenwart bedeutet das Kindheitsbuch der Tony Schumacher ein Vermächtnis. Vermittelt es doch über die persönlichen Erinnerungen der Verfasserin hinaus ein aus liebevoll bewahrten Einzelheiten zusammengesetztes Bild der Stadt Ludwigsburg und ihrer Menschen vor hundert Jahren. Aus einer altbürgerlichen Zeit, die für uns heute schon fast ebenso versunken ist wie die Periode der fürstlichen Residenz.

L.

In der Vaterstadt Ludwigsburg

I

Das sind die alten Wege,
Die schattigen Alleen,
Des Parkes alte Stege,
Felsburg und kleine Seen.

Das sind die alten Gassen,
Der Marktplatz, leer und breit.
Vollauf ist Raum gelassen
Für Kinderlustbarkeit.

Das sind die Laubengänge,
Die uns so wohl behagt,
Durch deren luftge Länge
Wir jauchzend uns gejagt.

Und hier am Hallenbaue,
Hier steht das Vaterhaus.
Ehrwürdig Haupt, o schaue –
Ich harre – schau heraus!

O Mutterbild erscheine!
Geschwister, kommt ans Licht!
Der teuren Seelen keine
Darf fehlen. Säumet nicht!

II

Ist mancher so gegangen
Und hat zurückgedacht,
Wie er mit Kinderwangen
Hier einst gespielt, gelacht!

Wird mancher noch so gehen
Und denken so zurück
Und wird sich selber sehen
In seinem Kinderglück.

Wird stehen, wie ich heute,
An seinem Vaterhaus,
Wo nun die fremden Leute
Zum Fenster schaun heraus.

Wird suchen und wird spähen,
Am hellen Tage blind,
Wird meinen, er müsse sie sehen,
Die alle nicht mehr sind.

Aus Friedrich Theodor Vischer:
„Lyrische Gänge“, 1882